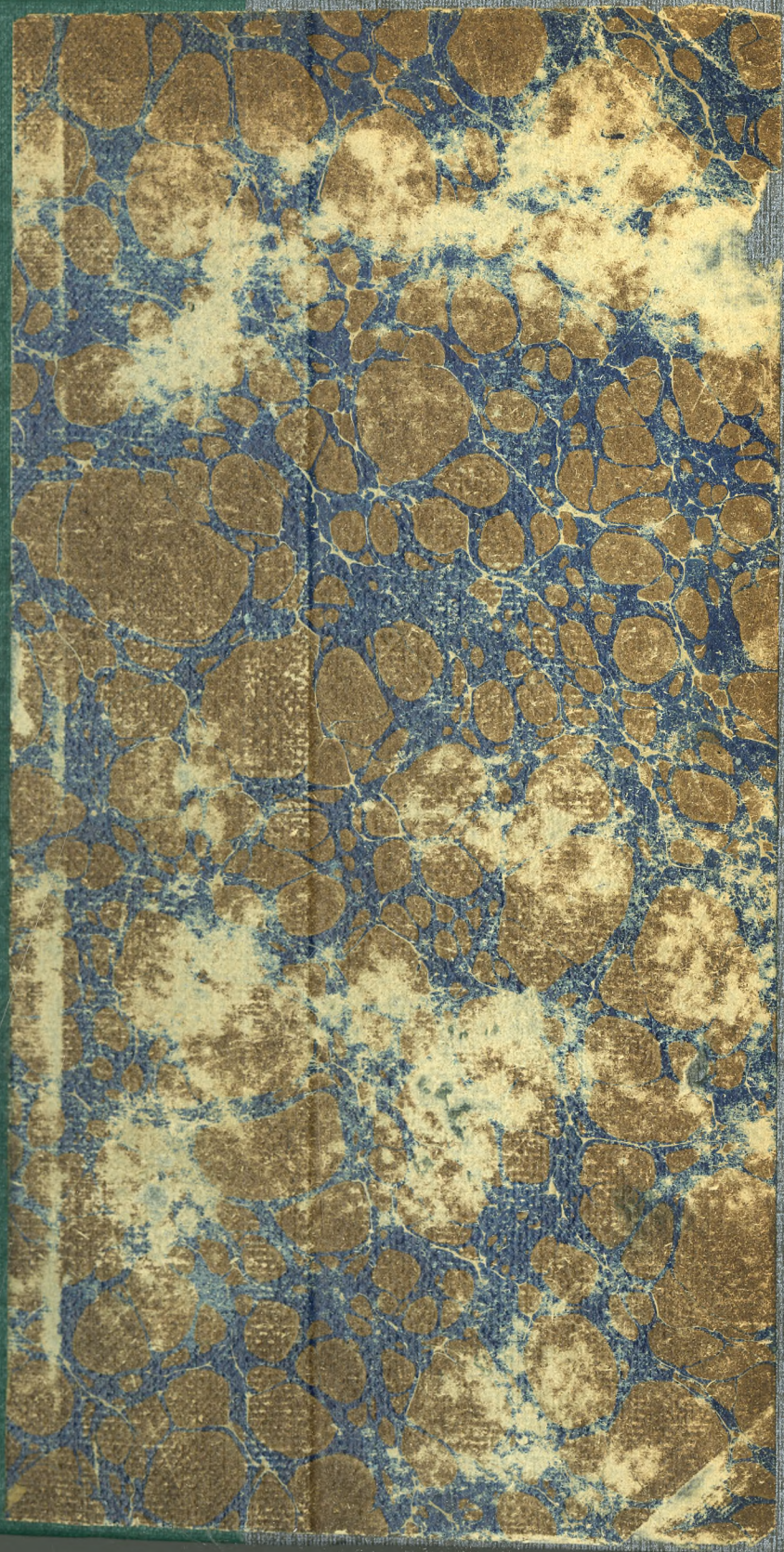


Politikai
röpiratok.

142.



10
1844
Eugen von Beöthy

und der

Bischof von Großwardein.



5.

So eben ist erschienen:

Der dritte Band
von
Theodor Mundt's
Spaziergängen und Weltfahrten

enthaltend: Ausflucht durch die Schweiz nach der
Provence.

8. Altona, Hammerich. eleg. broch. 2 *R*

Die Fortsetzung dieser von allen stimmfähigen Organen der Kritik mit Enthusiasmus begrüßten Lebens- und Reisekizzen wird den Freunden des Verfassers eine willkommene Erscheinung sein, und die Aufgabe dieses Werkes, aus dem Leben gegriffene Culturbilder der Gegenwart zu liefern, nicht minder bedeutsam hervortreten lassen als in den beiden früheren Bänden. Auch in diesem neuen Bande kommen die wichtigsten Fragen der Zeit zur Sprache, angereicht an die Schilderung interessanter Localitäten und lebender Persönlichkeiten oder an eine geniale Auffassung des Volkslebens in den durchreisten Gegenden. Völker- und Privatleben berühren sich hier in den interessantesten Gruppen auf eine neue Weise und in einer Darstellung, die für die deutsche Literatur von ersprießlicher Bedeutung ist.

Sämmtliche Buchhandlungen in ganz Deutschland, Oestreich, der Schweiz u. s. w. haben Mundt's Spaziergänge vorräthig.

Höchst interessant, belehrend und unterhaltend ist nachstehendes eben erschienene Werk, welches der Aufmerksamkeit jedes gebildeten Deutschen empfohlen wird:

Deutschland
und
die Deutschen

von
Eduard Beurmann.

8. Altona, Hammerich. Jede Lieferung nur 9 *Gr*.

Dieses Werk erscheint in 16 Lieferungen, wovon bereits 14 in jeder Buchhandlung Deutschlands zu haben sind.

Herr Dr. Eduard Beurmann gehört zu den beliebtesten Schriftstellern, hat Deutschland nach allen Richtungen bereist, und besißt neben seiner Beobachtung und geistreicher Auffassung, eine freimüthige Darstellung.

Es hat sich

Erklärung

aus meinem Leben

zum Besten

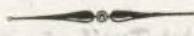
ist

aus dem Leben des Verstorbenen, dessen

Eugen von Beöthy

und der

Bischof von Großwardein.



Biographie

über die Literatur in Oesterreich

im Jahre 1838

Stephan Schmid

in Wien bei der Buchhandlung Schmid, Carlstadt, Waisenhaus

Druck von Schmid

So eben sind erschienen:

Erinnerungen aus meinem Leben.

Zum Theil Studienbilder
für

Cavallerieoffiziere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferde-
züchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund
der Pferde
von

F. von Tennecker,

Königl. Sächs. Major der Reiterei, Stallmeister und Oberpferdearzt,
des Königl. Sächs. Civilverdienst-Ordens Ritter. &c.

3 Theile. 8. Altona, Hammerich. Geh. 4 *Rth.*

Mit dem freudigsten Erstaunen sehen wir aus der Feder des Herrn
Majors von Tennecker, welcher bisher für die Thierheilkunde mit so
vieler Auszeichnung thätig gewesen, die **anziehendsten, belehrend-
sten und selbst romantischsten Erzählungen**, die alle Be-
zug auf des Verfassers vielbewegtes Leben haben, hervorgehen.

Der 2te Band enthält unter andern die Geschichte des alten Stall-
meisters von Lämmergeier, welche selbst dem verwöhnten Geschmack
eines Romanlesers gnügen wird.

Sämmtliche Buchhandlungen Oestreichs haben dies interessante Werk
vorräthig.

Das 1te Quartalheft des **Freihafens** für 1839 enthält, nebst
Beiträgen von A. Chamisso, Carus, Wagnen von Ense u. s. w.
einen Beitrag

B r i e f e über die Literatur in Oestreich im Jahre 1838

von

Stephan Thurm.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, Ungarns u.
s. w. haben den **Freihafen** vorräthig.

Joh. Fr. Hammerich.

Eugen von Beöthy

und der

Bischof von Großwardein.



Altona,
Joh. Fr. Hammerich.
1840.

Uebersicht von den

Handlungen der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften
in Wien im Jahre 1820

Verzeichniß der Mitglieder

Präsident: ...
Vizepräsident: ...
Ordentliche Mitglieder: ...
Correspondirende Mitglieder: ...
Ehrenmitglieder: ...

Verzeichniß der Mitglieder

Wien

Verlag von ...

1820

Niemandem, der für die Sache religiöser Aufklärung und Gewissensfreiheit auch außerhalb seines eigenen beschränkten Gesichtskreises irgend lebhafteres Interesse fühlt, kann der Name E. v. Beöthy's in der neuern Zeit gänzlich fremd geblieben sein. Er war es, der, obwohl selbst Katholik, auf dem denkwürdigen ungarischen Reichstage v. J. 1833 als Abgeordneter der Biharer Gespanschaft die gekränkten Rechte der Protestanten in Ungarn gegen den mächtigen Clerus zu sichern suchte und durch seinen, mit feuriger Begeisterung entwickelten, von den Ständen lebhaft unterstützten Antrag zur Feststellung und Erläuterung des 26. Art. 17^{ter} der Landesverfassung einen hartnäckigen Kampf veranlaßte, wobei die öffentliche Meinung Gelegenheit fand, sich stets mehr zu Gunsten der vielfach gedrückten Protestanten geltend zu machen. Es versteht sich von selbst, daß Beöthy dadurch den Haß der Geistlichkeit, besonders des Bischofs von Großwardein, mit welchem er bei den Comitatsversammlungen häufig in unmittelbare Berührung kam, auf sich laden mußte, da beide in ihm ihren unerschrockensten und gewandtesten Gegner erkannten.

Wie leicht vorherzusehen, fand auch der bekannt gewordene Hirtenbrief des Bischofs von Großwardein hinsichtlich der gemischten Ehen an Beöthy, dessen eigene Gattin evang. Glaubens ist, bei der, bald darauf Behufs der Landtagsdeputirtenwahl gehaltenen General-Congregation des Comitats seinen mächtigsten Bekämpfer. In einer, mit dem ihm eigenen Feuer vorgetragenen, kräftigen Rede trat er dem Inhalte des Pastoral Schreibens und den darin aufgestellten Grundsätzen entgegen, und bediente sich dabei unter andern des Ausdrucks: er sei bereit, dem Bischof den über seine Ehe gesprochenen Prieestersegen

hiermit feierlich zurückzugeben, da aus dem Pastorale hervorgehe, daß er der Receptibilität dazu ermangle. Diese Rede, und die mancherlei Demüthigungen, denen sich der Bischof in Folge seines Pastoralerlasses ausgesetzt sah, steigerten seinen Aerger und Haß gegen B. aufs Höchste und veranlaßten ihn einerseits das weiter unten folgende Vermahnungsschreiben an ihn zu richten, andererseits Alles daran zu setzen, um die bevorstehende Wahl Beöthy's zum Landtagsdeputirten, für welche sich in Folge des Pastoralen Alles zu vereinigen schien, zu hintertreiben. Hierzu kam noch, daß der Bischof dies zugleich als einziges Mittel erkannte, sich die, durch seinen letzten unzeitgemäßen Schritt halb verscherzte Gunst der Regierung wieder zuzuwenden, welche in Beöthy eines der mächtigsten und einflussreichsten Oppositionsglieder fern zu halten wünschte. Am Tage der mit gespannter Erwartung entgegen gesehenen Wahl zeigte sich bei der zuerst üblichen Conclamation eine fast vollständige Majorität für Beöthy. Da der vorstehende Administrator, Statthaltereirath v. Bónyai aber gleichwohl die einzelne Abstimmung für nöthig erachtete, so kam es zur Votifation, wobei jeder im Comitat wohnende oder grundbesitzende Edelmann seine Stimme abgab. Mit Hülfe einer Unzahl für Abwesende ausgesetzter, eben nicht sehr streng untersuchter Stimm-Plenipotenzen (einem, nur noch in wenigen Comitaten üblichen Mißbrauch) ergab sich hierbei das überraschende, von Niemandem geahnte Resultat einer Majorität von fast 1000 Stimmen gegen Beöthy für den (reformirten) Vicegespan Hodoßy. Der Eindruck dieser Wahl auf die öffentliche Stimmung ist kaum zu beschreiben. Die nächste Folge davon war, daß trotz aller Bemühungen des Bischofs, seinen Candidaten Thurzó zum zweiten (katholischen) Deputirten durchzusetzen, gegen den bestehenden Gebrauch wieder ein reformirter, wiewohl sehr obscurer Candidat, Bernáth, gewählt wurde, wodurch freilich der empfindliche Verlust Beöthy's in keiner Weise ersetzt ward. Dem, an Beöthy's Stelle erwählten, ersten Ablegaten blühten jedoch in Preßburg beim Reichstage keine Rosen. Allenthalben tönten ihm Ausrufungen des Erstaunens und der Bewunderung entgegen. Er ward

von mehreren der angesehensten Landtagsdeputirten mit den wiederholten Fragen begrüßt: ob Beöthy vielleicht krank, oder gar gestorben? Die zahlreich versammelte Jugend ließ es ihrerseits auch nicht an allerlei handgreiflichen Demonstrationen durch Nachtmusiken der verschiedensten Gattung fehlen, so, daß dem Deputirten Sodosffy sein Aufenthalt in Preßburg gar bald verleidet wurde und er sich veranlaßt sah, seine Resignation beim Comitath einzureichen, die denn auch nach einer langen, stürmischen Debatte trotz allen Anstrengungen der bischöflichen Partei von den Ständen angenommen ward. Auch ward zugleich festgestellt, daß bei der auf den 1. August anberaumten nächsten Wahl keine Plenipotenzen zugelassen würden, wodurch Beöthy's Erwählung alle Wahrscheinlichkeit gewinnt. — Zur näheren Charakteristik Beöthy's und des Bischofs von Großwardein dienen folgende zwei Sendschreiben, welche zwar nicht gedruckt, aber in zahllosen Abschriften allenthalben im Lande circuliren und demnach den Charakter der Deffentlichkeit angenommen. Wir liefern sie aus dem ungarischen Originale in wortgetreuer Uebersetzung.

Der Großwardeiner Bischof Franz Veicsák, an den Gerichtstafel-Beisitzer C. v. Beöthy.

Wohlgeborner Herr Gerichtstafelbeisitzer! Die, jüngst in Betreff kirchlicher Angelegenheiten wiederholt erfahrenen Angriffe haben diejenige Gränze meiner Geduld erreicht, über welche hinaus fernere Nachsicht als Schwäche erschiene. Wenn auch jedes wärmere Gefühl für den Glauben Ihrer Väter in Ihrer Brust erstorben, wenn die Kirche, in deren Schooß Sie geboren, getauft und von Ihren in Gott ruhenden Eltern erzogen worden, auch aufgehört hätte, ein Gegenstand Ihrer achtungsvollen Liebe zu sein und der Name Katholik Ihrem Ohre nur ein leerer Schall wäre: so sind C. W. doch in keinem Falle von den allgemeinen Gesetzen der Schicklichkeit entbunden, welchen im öffentlichen Leben doppelte Berücksichtigung gebührt; Sie sind verpflichtet, die religiöse Ueberzeugung Ihrer Nebenmenschen zu ehren

und dem allgemeinen Gefühle zu huldigen, welches den Glauben in jedem Falle als eine heilige unverletzliche Angelegenheit betrachtet. — Nachdem Sie daher, in Widerspruch mit Allem diesen nicht aufhören, durch beleidigende und zur Sache nicht gehörige Ausfälle das Ansehen des Glaubens zu schwächen, das religiöse Gefühl der Bessergesinnten zu verletzen, und in die Herzen der leichtsinnigen Jugend die verderbliche Saat des Unglaubens zu streuen; nachdem Sie durch entwürdigenden Spott an öffentlichen Orten das Aergerniß erweckende Beispiel religiösen Unglaubens gegeben, nachdem Sie jüngst — wiewohl ganz ohne Grund und ungerechter Weise, da die Verweigerung des priesterlichen Ehesegens Ew. W., dessen Kinder schon kraft der Landesgesetze Katholiken wären, gar nicht angeht — jenen kirchlichen Ritus, den der größere Theil der Bürger unsers Vaterlandes seiner innigsten Ueberzeugung gemäß in den Reiben der Sacramente verehrt, sich nicht entblödet zum Gegenstande Ihrer Verhöhnung und Herabsetzung zu machen: — so halte ich es für meine unabweisliche Pflicht, Sie hiemit aus väterlichem Herzen, aber zugleich mit allem Ernst kraft meines Amtes als geistlicher Oberhirt vermahnungsweise vorerst nachdrücklich zu erinnern: die erwähnten Beleidigungen in religiösen, bloß das Gewissen betreffenden Angelegenheiten, besonders gegen den, seinem Ursprunge nach göttlichen christ-katholischen Glauben und die h. Kirche in Zukunft aufhören zu lassen, selbst nach Gewinnung einer kirchlichen Ueberzeugung zu streben, auf diese Art Ihren religiösen Verpflichtungen nach zu kommen und sich sowohl im öffentlichen als Privatleben nach den Vorschriften der gegenseitigen Schicklichkeit zu richten. Indem ich Ihnen, Herr Gerichtstafelbesitzer, diese meine Vermahnung im Interesse meiner Getreuen und der allgemeinen religiösen Sittlichkeit nochmals dringend ans Herz lege, verharre ich mit Achtung Ihr Sie in Christus liebender Seelenhirt und Diener Franz Leicsák Bischof von Großwardein. Großwardein am 27. Mai 1839.

Antwort

Eugen von Beöthy's

an den

Großwardeiner Bischof Franz von Leicsák.

Hochwürdigster Herr Oberhirt! Ich habe Ihr, durch den hoch-
ehrw. Consenior und Biharer Pfarrer an mich befördertes Vermah-
nungsschreiben vom 27. Mai d. J. erhalten, und war lange bei mir
in Zweifel, ob ich etwas darauf erwidern oder die Sache still-
schweigend auf sich beruhen lassen solle. Damit indeß mein Ver-
stummen nicht einer falschen Deutung unterliege, oder wohl gar für
Schwäche ausgelegt werde, sehe ich mich genöthigt in die Schranken
zu treten, den mir vor die Füße geworfenen Handschuh aufzuheben
und mich auf dem bisher mit allem Fleiß vermiedenen Kampfplat
zu stellen.

Wenn Ew. Hochw. aus Besorgniß für das Heil meiner Seele
Ihre verweisende Philippica kraft Ihrer oberhirtlichen Pflicht an mich
erlassen, so steht allerdings Ihre Gewissenhaftigkeit gerechtfertigt da.
Aber von jenem Ziele, welches E. H. dabei vorgeschwebt haben mag:
ein verirretes, mit Blindheit geschlagenes Schaf auf den rechten Weg
zu leiten, und dadurch dem Himmel, nach dem Ausspruche Jesu,
(Luc. 15, 7) mehr Freude zu verursachen, als über 99 Gerechte,
denen es an der eigenen Bekehrung nicht gebricht: von diesem Ziele
dürften E. H. nach jenem Schreiben nicht nur noch viel weiter als
bisher entfernt sein, sondern einer künftigen Annäherung den Weg so
gänzlich versperrt haben, daß jeder Versuch dazu als fruchtlos erschiene.
— Es wird mir in jenem Schreiben der ungeredete Vorwurf gemacht:
„durch Verletzung des Glaubens Aergerniß gegeben, ihn verspottet,
und die religiöse Ueberzeugung meiner Mitmenschen nicht geachtet zu

haben.“ Was den Glauben betrifft, so habe ich ihn nie zum Gegenstande meines Spottes gemacht, denn aus täglicher Erfahrung ist mir zu gut bekannt, welche starke Stütze derselbe den Schwachen, welcher aufrichtende Trost den Verzweifelnden, welcher himmlische Balsam, welches wohlthätiges Heilmittel dem vom Schicksal Verfolgten sei. Diese mächtige Stütze irgend Jemandem zu entreißen, habe ich stets für mehr als Sünde erachtet; ihm seine religiöse Ueberzeugung und den darauf beruhenden innern Frieden zu rauben, war nicht nur niemals meine Absicht, sondern nicht einmal mein fernster Gedanke. Es glaube Jemand was er wolle, aber er glaube es wahrhaft, von Herzen, nicht nur dem äußern Scheine nach und aus niedrigen Beweggründen der Selbstsucht und weltlicher gewinnlüchtiger Rücksichten: und seine Ueberzeugung wird mir heilig und unverleßlich sein; ja ich darf wohl den Wunsch aussprechen, daß doch Jedem die religiöse Ueberzeugung und Gewissensfreiheit seiner Mitbrüder so viel gelten möge, als mir, der so viel und feurig dafür gekämpft und gestritten! — Wenn ich mich daher jemals nach der, von E. S. aufgestellten Behauptung, auf eine den Glauben beeinträchtigende Weise geäußert, so galt mein Wort sicher nicht der Heiligkeit des Glaubens, sondern dem Aufhören der, unter dem Vorwand des Glaubens verhängten, gesetzwidrigen Verfolgungen Andersdenkender. Ich sprach als Bürger, aus Achtung gegen das Gesetz, welchem der Bewohner des Palastes wie der Strohütte auf gleiche Weise zu huldigen verpflichtet ist. Ich sprach auf gesetzlich erlaubtem Wege, unter dem Schutze des Gesetzes, und meiner Seele schwebte hierbei weder Katholik noch Protestant, sondern allein die Idee der Menschheit, Gewissensfreiheit und die sanfte Duldsamkeit der ächten Christuslehre vor. Daß ich mich bei solchen Gelegenheiten auch schärferer Ausdrücke bedient, ist wahr, denn ich hatte gegründete Ursache dazu. Daß ich aber weder den Glauben, noch Anstand und Schicklichkeit jemals verletzete, beweist am Besten dies: daß meine Worte die unvermeidbare Ahndung des Gesetzes auch nicht ein einzigesmal nach sich gezogen. Könnte denn aber auch wirklich Jemand so albern sein, gegen den christlichen Glauben

aufzutreten und ihn zu beleidigen, der so göttlich in seinem Ursprung, so unermesslich wohlthätig in seinen Folgen, so rein sittlich in seinem Inhalte, so vernunftgemäß und milde in seiner ganzen himmlischen Verfassung! Einen solchen Thoren und Überwichtigen vermag ich mir in der That kaum vorzustellen. — Meine Beweisführungen galten daher allein Denjenigen, welche jenes göttliche Geschenk von seinem heiligsten Ziele ablenken, welche, indem sie Gott dienen, den Grundstein des Glaubens: die christliche Nächstenliebe daraus verbannen und weit vom sanften Geiste Jesu abweichen, der die goldene Regel, die schon der heidnische Kaiser Trajan über seinem Thore eingraben ließ: „Was Du nicht willst: daß Dir die Leute thun sollen, das thue Du ihnen auch nicht“ (Matth. 7, 12. Luk. 6, 31) zu verkünden befahl; sie, die anstatt dessen die Bekenner anderer Confessionen, gleich als wären sie nicht Geschöpfe ein und desselben Gottes und keine Menschen, ohne Ziel und Ende beunruhigen und verfolgen; die von dem, ihnen durch Beruf und Bestimmung vorgezeichneten, erhabenen Pfade niedersteigend, sich mit weltlichen, oft sehr niedrigen und gemeinen Dingen befassen, den Glauben als Mittel zur Erweiterung ihrer Macht ansehen und der Heuchelei Thür und Angel öffnen. Denn, es sei Jemand in seinem öffentlichen und Privatleben noch so sehr durch sittliche Gebrechen gebrandmarkt: er huldige nur den äußern Vorschriften der Kirche, er ziehe nur mit an dem priesterlichen Siegeswagen und er kann mit Sicherheit auf Protektion und weltlichen Vortheil rechnen. Ob auch der unbestechliche Richter dort oben am Tage des Gerichtes ihm nach gleichem Maßstabe messen, oder ob dann nicht vielmehr „Heulen und Zähnkappen“ sein Loos sein werde, ist freilich eine andere Frage.

Einst äußerte sich der jetzige Großprobst von Großwardein, Fürst Alexander Hohenlohe in einer Predigt, dem belehrenden Theile des öffentlichen Gottesdienstes: „Guter Priester, gutes Volk, schlechter Priester, schlechtes Volk.“ Fürwahr ein goldener Ausspruch! In diesen wenigen Worten ruht die große Kunst: den Herzen des Volkes reine Sittlichkeit, edle, christliche Gesinnung einzusflößen. Es sei nur

der Diener der Kirche in seinem Reden, Thun und Betragen der, der er sein soll; er gebe mit gutem Beispiel voran, er sei, nach der Vorschrift des Erlösers, „eine Stadt auf einem Berge erbaut, sein Licht leuchte vor den Leuten, daß sie seine guten Werke sehen und ihren Vater im Himmel preisen,“ (Matth. 5, 14. 16.) er strebe sich von niedrigen Leidenschaften rein zu erhalten, die bei Jedermann, bei dem Seelsorger aber doppelte Sünde, er hüte sich im schlechten Sinne des Wortes Parteimann zu sein und halte sich von der Einmischung in weltliche Dinge fern, den Ausspruch seines Meisters vor Augen habend: „sein Reich sei nicht von dieser Welt“ (Joh. 18, 36.) er entsage der Sucht nach Macht und Herrschaft, daran gedenkend, „daß sie nur Priester seien ihren Schafen, und keine Herrn“ (1. Petr. 5, 1—4.) er sei sanftmüthig, fromm, bescheiden, geduldig, belehrend, mit Liebe verweisend, nicht lieblos verdammend: — und die Geistlichkeit wird sogleich das Wachsthum ihres Ansehens und ihres edlern Einflusses wahrnehmen, von dessen, in unsern Tagen leider nicht zu läugnendem Verfall sie die Ursachen nicht anderweitig und in Anderen, sondern in sich selbst zu suchen hat. — So viel im Allgemeinen als Erwiderung auf Ew. Hochw. Zuschrift. Aber noch habe ich im Besondern auf einige Punkte desselben zu antworten.

Diese beziehen sich der Hauptsache nach fast sämmtlich auf den Vorwurf meiner erklärten Zurückgabe des, über mich gesprochenen Ehesegens. Es wird behauptet: „daß ich durch diese meine That den Ritus der ehelichen Einsegnung zum Gegenstande des Spottes und Gelächters gemacht, und zwar ganz ungerechter und grundloser Weise, da die im Pastorale verkündigte Verweigerung des Ehesegens mich, als dessen Kinder nach den bestehenden Landesgesetzen ohnehin sämmtlich katholisch erzogen werden müßten, gar nicht angehe.“ Ich aber bin so frei zu glauben und zu behaupten, daß sie gerade mich gar sehr angehe. Denn die eheliche Einsegnung wird, nach dem Pastorale, nicht der Kinder wegen sondern an und für sich der gemischten Ehe wegen verweigert, denn in Ew. H. erwähntem Pastoral Schreiben steht auf Seite 2 der, auf S. 3, 4 und 5 noch ausführlicher erläuterte Grund-

satz: „Dafern wir aber die Heiligkeit des ehelichen Lebens von diesem höhern Standpunkt betrachten, ist es unmöglich nicht anzuerkennen, daß die erste und vornehmste Bedingung eines wahrhaften, Gott wohlgefälligen und zum Heil der Seele führenden Ehebundes die Einheit des Glaubens sei. Es ist klar, daß nur da von einer Ehe im Schooße der christkatholischen Kirche die Rede sein könne, wo die Liebe und der Eifer für ein und dieselbe Kirche die Herzen an einander kettet. Es ist endlich unleugbar gewiß, daß die Kirche allein dasjenige Bündniß mit mütterlicher Freude betrachten, nur zu demjenigen ihren heiligen Segen leihen könne, aus welchem sie rücksichtlich der reinen Aufrechthaltung des Glaubens und Sicherstellung der wahren Religion, Gutes zu hoffen berechtigt ist“ — wo mit einem Worte beide Theile katholisch sind. Nach diesem Grundsatz der Pastorale muß mich die Verweigerung der ehelichen Einsegnung wohl angehen, denn auch in meinem Ehestande fehlt ja die zur Gewinnung der Einsegnung erforderliche Hauptbedingung: die Einheit des äußern Glaubensbekenntnisses. „Die Liebe und der Eifer für die katholische Kirche“ vermag unsere Herzen nicht aneinander zu kettet, da meine Gattin evangelischen Glaubens. Auch zwischen uns erhebt die Verschiedenheit der Confession „eine trennende Scheidewand;“ von Seiten meiner Frau dürfen weder E. S. noch die römische Kirche etwas für die „Bewahrung und Aufrechthaltung des katholischen Glaubens“ hoffen, ja, ich selbst stehe bei Ew. Hochw. in viel zu schlechtem Credit, als daß Hoch Dieselben für „die Sicherstellung des wahren katholischen Glaubens“ von mir viel Gutes erwarten sollten, da Sie mich 1832, Angesichts einer öffentlichen Comitatsversammlung „für einen Nichtkatholiken“ erklärt. Auch werden sich E. S. wohl noch erinnern, wie Sie mich bei mehrfachen Gelegenheiten „einen Atheisten, und noch schlechter als jeden Protestanten“ zu nennen, und durch solche Aeußerungen selbst aus der Zahl ihrer „Getreuen“ auszuschließen beliebten.

Wie nun nach solchen Antecedentien die im Pastorale veröffentlichte Verweigerung der ehelichen Einsegnung mich nicht angehen sollte,

vermag ich mit meiner Logik nicht zu begreifen. Aus jenem Grundsatz der Kirche — den ich übrigens, ich gestehe es, durch E. H. Pastorale zuerst kennen gelernt — ergibt sich für meinen Verstand keine andere Folgerung, als daß weder E. H. noch irgend ein Priester den Segen über gemischte Ehen und darunter auch über die meinige sprechen konnte und sprechen kann; daß sowohl ich als jeder andere in solcher Ehe lebender Gatte der Receptibilität einer solchen Einsegnung überhaupt ermangle und wenn diese letztere mir gegen den Grundsatz der Kirche dennoch zu Theil geworden, so vermag ich, bei dem besten Willen, nichts Anders zu denken als, daß entweder E. H. mit den Grundsätzen der Kirche und sich selbst nicht ganz im Reinen seien, was ich doch unmöglich annehmen kann, oder daß jener Segen mir nur zum Schein zu Theil geworden, und während derselbe über mich ausgesprochen wurde, irgend eine entgegengesetzte reservatio mentalis darunter verborgen ruhte. Wenn nun behauptet würde, daß die Zurückgabe eines solchen vorbehaltlichen Segens von meiner Seite den Ritus der ehelichen Einsegnung überhaupt zum Gegenstand des Spottes mache: so kann ich diese Behauptung hinsichtlich des mit solchem Vorbehalt über mich gesprochenen Segens wohl mit Recht zurück geben.

Hieraus erhellt zur Genüge einmal: daß die im Pastorale erwähnte Verweigerung der ehelichen Einsegnung mich unabweißbar anging, sodann aber auch: daß die Zurückgabe eines Segens, der mit nach dem Grundsatz der Kirche vorenthalten werden mußte und zu welchen ich nach Ew. Hochw. Pastorale ohnehin nicht befähigt war, weder ein Vergerniß geben, noch „ungerecht und ohne Grund beleidigend“ genannt werden kann. Hiernach ersuche ich E. H. gehorsamst Ihren mißbilligenden Tadel hinsichtlich meiner Aeußerung aufzugeben und denselben einzig gegen Ihr Pastorale, als der alleinigen Veranlassung derselben, zu kehren. Uebrigens hätte ich in Betreff dieses Punktes noch vielerlei zu bemerken, um jedoch weder E. H. noch mich selbst damit zu ermüden, will ich es lieber mit Stillschweigen übergehen.

Hinsichtlich des Punktes: „daß ich in die Herzen der leichtsinnigen Jugend den verderblichen Saamen des Unglaubens streue“ sei es genug nur so viel zu bemerken: Der Unterricht und die Erziehung der Jugend ruht in Ew. H. Händen; und wenn meine Reden in Bezug auf dieselbe wirklich mehr Gewicht hätten, als die Belehrungen in der Schule, so dürfte die Schuld davon schwerlich in mir, sondern in Art und Gehalt des Unterrichts und der Erziehung daselbst zu suchen sein.

Auf die Ermahnung endlich „mir eine religiöse Ueberzeugung zu verschaffen und ihr gemäß der Erfüllung meiner religiösen Pflichten nachzustreben,“ antwortete ich bloß Folgendes: Der Glaube an einen, die Welt und alle Creaturen ohne Rücksicht auf Person und Glaubensbekenntniß mit Liebe umfassenden und beseligenden Gott lebt in meiner Brust, und in Folge dieses heiligen Glaubens umfasse auch ich, ohne Rücksicht auf Person und Glaubensbekenntniß alle meine Mitbrüder mit warmer Liebe, und der Drang, nach Maßgabe meiner Kräfte zu ihrer Beglückung thätig mitzuwirken, bewegt mein Herz im öffentlichen wie im Privatleben. Hinsichtlich der äußern kirchlichen Gebräuche hege ich mit meinem himmlischen Lehrer die Ueberzeugung: „Nicht Jeder der zu mir Herr Herr sagt, wird in das Himmelreich eingehen, sondern der da thut die Werke meines himmlischen Vaters.“ (Matth. 7, 21.) Wer mich in Betracht der äußern Gebräuche für indifferent oder gar für ungläubig hielte, würde sich sehr täuschen. Ich lebe mit meinem Gewissen in unzerstörbarem Frieden und darum möge auch jeder Andere seine ängstliche Sorge um meinetwillen getrost fahren lassen. Mein Gottesdienst ist nicht zwischen die Mauern einer Kirche eingengt, ja, nach Jesu Lehre kann und soll er dies auch nicht sein, wenn er spricht: „Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit.“ (Joh. 4, 23.)

Dieses, Ew. Hochw. sind meine Bemerkungen auf Ihr an mich gesendetes Vermahnungsschreiben. Schließlich mögen Hochdieselben noch folgende, an Ihr oberhirtliches und väterliches Herz gerichtete,

aufrichtige Erklärung genehmigen: In dem Glauben, in dem ich geboren und erzogen bin, in dem ich gegenwärtig lebe, und worin meine gottseligen Eltern und Vorfahren entschliesen, wünsche auch ich mein Leben zu beschließen, ohne jedoch nach jener Märtyrerkrone Verlangen zu tragen, der Ew. G. so sichtbarlich nachzustreben scheinen. Allein ich will in diesem Glauben meiner Väter in Ruhe und Frieden mein letztes Stündlein erwarten. Um mich daher nicht zu einem, meiner Neigung widerstrebenden Schritt gezwungen zu sehen, wage ich es Ew. G. mit kindlichem Vertrauen und aller Unterthänigkeit zu bitten, mich in Zukunft mit derlei Vermahnungen zu verschonen, und, dafern ich entweder in meinem Privat- oder öffentlichen Leben durch irgend einen Schritt Aergerniß geben sollte, die Ahndung desselben einzig den weltlichen Gerichten, wohin derlei seiner Natur nach gehört, zu überlassen. Diese meine unterthänige Bitte nochmals aufs Angelegentlichste wiederholend, habe ich die Ehre zu verharren Ew. Hochw. unterthänigster Diener und Getreuer Eugen von Beöthy, S. P. M. Unterthan und Diener.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Geschichte Europa's

seit der ersten französischen Revolution

von Archibald Alison.

Deutsch von Dr. L. Meyer.

1—4. Band. gr. 8. 1842. brosch. à 1½ Thlr.

Alison's Geschichte Europa's seit der ersten französischen Revolution im Jahre 1789 verdient in mehr als einer Hinsicht die ausgezeichnete Aufmerksamkeit des Publicums. Schon der Gegenstand an sich, den sie behandelt, ist für unsere Gegenwart so wichtig, der Einfluß jener Staatsumwälzung auf die Schicksale der Völker von so großer Bedeutung, daß man sie nicht vielseitig genug beleuchten kann, denn nur durch eine völlige Erkenntniß jener Zeit können wir zum Verständniß der unsern kommen. Mignet und Thiers haben in ihrer Geschichte der Revolution eine Monographie gegeben, welche es sich zum Zweck machte, die Uebergriffe der Revolutionsmänner und die Gräuelt, die sie hervorriefen oder geschehen ließen, zu rechtfertigen, die Geschichtschreiber der Royalisten sprechen über sie ein unbedingtes Verdammungsurtheil aus. Alison steht mitten inne zwischen beiden Extremen. Sein Ziel ist, durch eine detaillirte Geschichte der Revolution nachzuweisen, auf welche Weise jene Gräuelt entstanden; er zeigt, daß die Schwäche und Unentschlossenheit des Königs, die Ueberreizung und Planlosigkeit seiner Minister mehr als jede andere Noth des Landes die Drangsale der Revolution erzeugten, indem sie ehrsüchtigen Männern den Weg bahnten, ihrem Streben nach Macht und Herrschaft zu genügen. Diese Seite, die bisher kein anderer Geschichtschreiber der Revolution hervorgehoben hat, wäre allein schon hinreichend, dem Werke Alison's Bedeutung zu gewinnen, wenn es auch durch nichts Anderes sich auszeichnete. Doch die Sorgsamkeit, mit der er die Verhandlungen in den Nationalversammlungen Frankreichs und die gleichzeitigen Parlamentsdebatten in England in weitläufigen Auszügen seinem Werke einverleibt hat, giebt seiner Geschichte einen neuen Vorzug vor allen andern ähnlichen Arbeiten. England legte während der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs den letzten Stein zu der großen Weltmonarchie, die es in der neuern Zeit geworden ist; seine Kämpfe in Ostindien, wo ihm lange Zeit Frankreichs Einfluß mächtig gegenüber stand, seine Kämpfe auf allen Meeren, um sich die Alleinherrschaft auf diesem Elemente zu sichern, der überlegene Einfluß seines Geldes auf dem Continente, der sich nur hiedurch zu einem fortbauern den Kriege gegen Frankreich erkaufen ließ, bis endlich der edlere Enthusiasmus Deutschlands die Ketten des mächtigen Despoten brach, — alle diese Ereignisse erhalten durch eine tiefere Erkenntniß der Vorgänge im englischen Parlamente eine größere Bedeutung und genüendere Würdigung, und machen es erst möglich, manche Beziehungen der Gegenwart tiefer aufzufassen.

Es bedarf übrigens keiner besondern Erwähnung, daß die Schicksale der übrigen Länder Europa's an den betreffenden Stellen ihre nähere Erörterung und Würdigung erhalten. Welches auch noch so kleine Land wäre in jener denkwürdigen Epoche nicht in den Kreis der Weltbegebenheiten getreten? Alison übergeht keines und weiß mit Erfolg die einzelnen Begebenheiten in das gebührende Licht zu stellen. Seine Darstellung ist einfach; seine Sprache blühend und berebt.

Diesem Vorzüge hat das Werk wohl allein die äußerst günstige Aufnahme zu verdanken, welche es in England gefunden hat, denn in der kurzen Zeit seit seinem Erscheinen haben die ersten 5 Bände schon 4 Auflagen erfahren. Nicht weniger Aufsehen hat es in Frankreich gemacht, wo die besten Kritiker immer von Neuem auf dieses wichtige Geschichtswerk zurückkommen, das in seiner Gründlichkeit und Ausführlichkeit, mit denen es seinen Gegenstand behandelt, bis jetzt von keinem andern übertroffen worden ist.

Von diesem so ausgezeichneten Werke biete ich allen gebildeten Deutschen, die ausreichenden Antheil an der Entwicklung der europäischen Völker nehmen, eine Uebersetzung und Bearbeitung von Herrn Dr. L. Meyer an, welche ich mit Recht ein Normalexemplar für unsere Literatur nennen kann. Die ersten 4 Bände sind bereits erschienen und in jeder Buchhandlung einzusehen.

Bei mir sind so eben erschienen:

CROQUIS
aus
Ungarn.

8. 1843. brosch. 14 Bogen. 1 *M.*

Inhalt: Reise von Paris über Straßburg, München u. nach Ungarn. — Französische Urtheile über Ungarn. — Ungarn. — West und dessen sociales Leben. — Salonleben. — Politische Betrachtungen. — Die Parteien. — Ludwig von Kossuth. — Gemäßigte Partei. — Graf Stephan Széchenyi. — Die hohe Aristokratie. — Die Priesterpartei. — Die niedere Aristokratie und ihr Municipalwesen. — Die Bourgeoisie. — Die ungarische gelehrte Gesellschaft. (Die Ehrenmitglieder. Die ordentlichen Mitglieder. Die correspondirenden Mitglieder im Auslande.) — Die Presse in Ungarn. — Eine Soirée bei G. K. — Die ungarische Bank. — Schlußwort.

Eugen Sue's
sämmtliche Werke.

Zweite, correcte und wohlfeilste Ausgabe in Octav.

Die Geheimnisse von Paris.

Deutsch

von

Dr. A. Diezmann.

I. bis VIII. Band.

Diese zweite, correcte und wohlfeilste Ausgabe von Eugen Sue's Werken erscheint in Octav-Bänden von 10 bis 12 Bogen. Ein Band in Umschlag broschirt kostet 10 Neugroschen.

Leipzig, im August 1843.

Otto Wigand.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Roman-Literatur.

So eben ist erschienen:

Arm und Reich.

Roman.

Nach dem Französischen des Emile Souvestre

von

Julius Schoppe.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Eleg. broch. 2 *Rth.* 8 *Gr.*

Es gehört dieser Roman zu den interessantesten Erscheinungen der neuesten Zeit. Ganz Frankreich hat ihn mit Eifer gelesen, er ist sogar unverzüglich für die Bühne bearbeitet und auf derselben mit Glück gegeben worden. E. Souvestre's Ruf ist auch nach Deutschland gedrungen, und der vor einigen Monaten erschienene Roman: Frauenloos, übersetzt von J. Schoppe, 2 Bände. Preis 2 *Rth.* 8 *Gr.* hat bereits eine lebhaftere Theilnahme erregt.

Als eine interessante Lectüre ist der eben erschienene historische Roman:

Jacob von Molay

der letzte Tempeler.

Historischer Roman

von

F. Th. Wangerheim.

3 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 *Rth.*

zu empfehlen.

Wangerheim's Romane werden überall gern gelesen, und dürfen in einer gut versehenen Leihbibliothek nicht fehlen.

So eben ist erschienen:

Erste und letzte Liebe.

Roman

von

E. Mühlbach.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1 $\frac{1}{2}$ *Rth.*

Mit entschiedenem Talente ausgestattet, tritt in dem vorstehenden Romane — dem übrigens wohlbekannte Thatsachen zu Grunde liegen — eine neue Schriftstellerin auf. Das Interesse, welches dies, elegant gedruckte, Buch bereits an einigen Orten erregt, wird sich gewiß immer noch steigern, und der Name Mühlbach bald den Liebingschriftstellern Deutschlands beigezählt werden.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands &c. haben Exemplare vorräthig.

Allen, welche eine unterhaltende Lectüre, die von Anfang bis zu Ende die Spannung und lebhafte Aufmerksamkeit des Lesers erregt, lieben und suchen, empfehlen wir die eben erschienenen:

Memoiren des Teufels

von
Fr. Soulié.
Aus dem Französischen
von
J. Schoppe.

8. Altona, Hammerich. 2 Bände. Geh. 3 *M.*

Die seltsamsten Ereignisse wechseln mit einander ab, der Leser fällt aus einer Ueberraschung in die andere. Frankreich hat diese Memoiren verschlungen, in Deutschland werden sie bald als die unterhaltendste Lectüre allgemein verbreitet sein. In jeder guten Leihbibliothek und jedem Lesevereine sind diese Memoiren vorrätzig, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Neuestes Werk über Paris.

So eben ist erschienen:

Der Deutsche in Paris.

Herausgegeben
vom

Verfasser des deutschen Studenten.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 *M.*

Endlich erhalten wir hier eine Schilderung der französischen Hauptstadt, die ebenso treffend als wahr ist. Der Verfasser verlebte mehrere Jahre in Paris, und lernte die Sitten und den Charakter der Pariser vollkommen kennen. Der Leser erhält ein klares Bild von dem Leben und Treiben dieser merkwürdigen Stadt, und besonders sind von hohem Interesse die Mittheilungen über den Zustand unserer deutschen Landsleute in Paris.

Sämmtliche solide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dieses interessante Werk vorrätzig.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

